

THEOLOGISCH-PRAKTIISCHE QUARTALSCHRIFT

Subdiakon

Gedanken zur 5. Weihestufe des neutestamentlichen Priestertums

Von P. Kasimir Braun O. M. Cap., Würzburg

(Schluß)

Im übrigen ist es auffallend: Das gradwinklig gebaute, unverbildete und unverbogene schlichte Volk ist weder gegen den Zölibat, noch skandalisiert es sich an ihm, noch findet es ihn widernatürlich und dem Bevölkerungszuwachs abträglich. Wäre das der Fall, so würde ich nachdenklicher werden. So aber ist dem Volk der zölibatäre Priester ganz recht, ja sogar geliebt und hochgeschätzt von ihm. Selbst der sicherlich unverdächtige Nietzsche sagt, es habe ein tausendfaches Recht dazu (In Naumanns Taschenausgabe seiner Werke, Bd. 6, Abschnitt 351: „Die fröhliche Wissenschaft“). „Das Volk verehrt eine besondere Art von Menschen und hat tausendfach Recht dazu, gerade dieser Art Menschen mit besten Worten und Ehren zu huldigen: Das sind die milden, ernst-einfältigen und keuschen Priesternaturen und was ihnen verwandt ist . . . vor denen es ungestraft sein Herz ausschütten, an die es seine Heimlichkeiten, seine Sorgen und Schlimmeres loswerden kann“, die „für den seelischen Unrat“ die „Abzugsgräben“ sind, mit den „reinlichen und reinigenden Gewässern“, die „raschen Ströme der Liebe . . . und die starken, demütigen Herzen, die zu einem solchen Dienst der nichtöffentlichen Gesundheitspflege sich bereit machen und opfern . . . Wer würde dem Volke diese Ehrfurcht nehmen wollen?“ Da dieses Wort nicht von einem x-beliebigen stammt, sondern von Nietzsche, ist es nicht leicht wie Spreu im Wind und billig wie die Brombeeren am Hang! Die gegen den Zölibat reden und schreiben, sind hin und wieder ein paar Priester oder meistens Ungläubige, denen der Zölibat eine Störung ihres Philisteriums ist; seit des Sokrates Zeiten, der sich die Bremse Athens nannte, sind solche Leute unerwünscht — und doch haben jene insgeheim im edelsten Teil ihres Ichs Heimweh nach solchen Menschen und „Bremsen“ und fühlen sich angezogen von ihnen, so wie die Menschen von den Bergen in ihren Bann gezogen und

auf ihre gassenfernen und himmelsnahen Gipfel geheimnisvoll sich hinaufgezogen fühlen. Und wie der Mensch auf den Bergen das beruhigende, befreiende, weitende, stärkende Element der klaren, durch keinen Dunst und Dampf der Menschenstädte unreinigten Bergluft wonnesam in sich hineintrinkt und dann beruhigt, gestärkt und gesundet zu Tal wieder geht, so gehen die Menschen von der durch keinen Dunst und Dampf menschlicher, allzumenschlicher Theorien und Praktiken vernebelten Höhe und Hoheit der großen Überwinder freier, gehobener und geläuterter fort in den Alltag. In seinem Roman „Der Idiot“ hat das Dostojewskij mit großer Menschenkenntnis dargestellt: Den wahrhaft Reinen nennen alle einen Idioten und verhöhnen ihn — und gehen doch alle zu ihm in ihren Unruhen und Anliegen und Zweifeln und Verzweiflungen, zu ihm, dem verspotteten Idioten, nicht zu ihren Philosophen und Weisheitslehrern, und suchen bei ihm Rat, Lösung und Hilfe. Es ist das ewige Schauspiel, daß die Menschen das Höchste als blöde verhöhnen und doch insgeheim nach ihm hungern, als fühlten sie instinkтив, daß sie in der Stickluft ihrer „Erde“ erstickten und bei den Wassern ihrer „Sümpfe“ verdürsten müssen, wenn sie nicht die gute gesunde Luft und die gesunden Wasser bekommen, die von den „Bergen“ kommen, genau so, wie es ein indisches Sprichwort ausdrückt: „So wie die hungrigen, frierenden Vöglein um ihre Mutter sitzen, so sitzen alle Menschen um das Feueropfer dessen, der die Welt überwindet.“ Und Nietzsche spricht an der oben zitierten Stelle von einer gebietenden Notdurft, von einem notwendigen Bedarf an solchen Menschen. Nein, nein, der Zölibat ist kein Attentat auf das Leben, er ist eine Wohltat für das Leben!

Hier nun ist die gegebene Stelle, um auch über die *Zölibatspraxis der griechisch-unierten Kirche* zu sprechen.

Für den Inhaber der höheren Weihegrade (zu denen seit Innozenz III. auch schon der Subdiakonat gehört) ist der Zölibat ein Imperativ, dessen Crescendo an Verpflichtung mit dem Ascendendo des Aufstieges in die höheren Weihegrade zunimmt. Nicht so bei den Unierten. Zwar gilt auch bei ihnen als Gesetz:

1. Der Bischof darf nicht heiraten; wird er als Verheirateter Bischof, muß er zölibatär leben.

2. Priester und Diakon (bei den Italo-Graeken auch der Subdiakon) dürfen nicht mehr heiraten; die vor der Weihe eingegangene Ehe dürfen sie zwar fortsetzen, müssen sich jedoch in den der Zelebration vorausgehenden acht, bzw. fünf Tagen der Ehe enthalten (Benedikt XIV., Const. *Etsi pastorali* vom 26. V. 1742).

3. Die Priester der unierten morgenländischen Riten in den Vereinigten Staaten Nordamerikas müssen „caelibes vel saltem

vidui absque liberis“ sein (S. C. de Propag. Fide in mehreren Dekreten der Jahre 1890 bis 1892). Dasselbe hat die Apostolische Konstitution Ea nempe vom 14. I. 1907 und die S. C. de Propag. Fide am 18. VIII. 1913 auch für jene Riten in Kanada bestimmt. Weil aber die Schismatiker dies zum Anlaß nahmen, die schon bestehende heftige Antipathie gegen die Union mit Rom zu einer direkten Hetze aufzublasen, erneuerte das Dekret vom 17. VIII. 1914 für die Ruthenen Nordamerikas und jenes vom 27. III. 1916 für die Ruthenen Südamerikas die Betonung der Zölibatspflicht nicht.

4. Pius XI. hat in seiner Enzyklika De sacerdotio cath. vom 20. XII. 1935 die gegenwärtige Praxis der Unierten belassen und anerkannt („nicht als ob wir die abweichende Praxis in der orientalischen Kirche, die sich rechtmäßig gebildet hat, irgendwie mißbilligen oder verwerfen wollten“).

Für den unierten Klerus der Ostkirche ist also der Zölibat kein jede Ausnahme abweisender Imperativ. Aus dieser verschiedenen Handhabung der Zölibatspflicht seitens der Kirche fühlt sich nun jeder am Zölibat pro oder contra Interessierte von der bekannten Frage angerufen: Warum dort und nicht auch bei uns?

Folgende Gedanken, die sine ira et studio zu überdenken und wirken zu lassen eingeladen sei, wollen Antwort geben.

Vorausgeschickt sei: Die Gedanken kommen nicht aus der Mentalität, die in der Gesinnung des „Wir Europäer sind doch bessere Menschen“ auf die orientalischen Confratres herabblickt. Wir wissen und bleiben uns dessen bewußt, daß wir vom westlichen Klerus uns nicht aus eigener Kraft zur Höhe des Ideals hinaufgearbeitet haben, sondern von Gott („Ohne Mich könnt ihr nichts tun“) hinaufgezogen und -erzogen wurden. Wir wissen auch und bleiben uns dessen bewußt, daß das tatsächliche Haltenkönnen der Höhe das Werk dessen ist, der uns stärkt, und unser Werk nur insofern, als wir mit Seiner Kraft guten Willens mitarbeiten. Wir wissen auch und bleiben uns dessen bewußt, daß wir das demütig anzuerkennen haben, wollen wir der Verheißung würdig werden: „Den Demütigen gibt Gott Seine Gnade“, und nicht dem Fluche verfallen: „Den Stolzen widersteht Gott“. Der Zölibat ist eine Gabe Gottes („wem es gegeben ist“, Matth 19, 11). Er wird zum Fluch, wenn er den caelebs eitel macht. Wir sprechen nicht als selbstgerechte, hochmütige Pharisäer: „Herr, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie die da drüben im Osten“, sondern beten mit dem Zöllner: „Herr, sei uns gnädig und hilf uns, die Höhe des Ideals zu halten und zu leben!“ In diesem Geiste wird das Folgende dargeboten, in diesem Geiste bittet es, aufgenommen zu werden.

Dies vorausgeschickt, überdenken wir:

1. Der Zölibat ist voluntate divina; man lese noch einmal

das unter „Sein Ursprung“ Dargelegte, es verscheucht jeden Zweifel. Jedoch seine Einführung als Pflicht und den Zeitpunkt seiner Einführung hat der Gottessohn seiner Kirche überlassen. Sind irgendwo Zeit, Umstände und Menschen noch nicht reif für das ganze Ideal, so begnügt sich die Kirche vorläufig mit dem halben und wartet, bis die Menschen für das ganze Ideal reif sind. Sie vertraut dabei dem Hl. Geist, dessen unfehlbarer Führung sie sich anvertraut weiß, Seinem Gnadenwirken in den Menschen, die guten Willens sind, sowie ihrer eigenen, ebenfalls unter der Leitung des Hl. Geistes stehenden Erziehertätigkeit, wissend, daß Er ihr schon den rechten Zeitpunkt angeben wird, das ganze Ideal auf den Leuchter zu stellen. Beim Abschluß der Union und nachher bis heute ließ die Kirche die Priesterehe der Unierten (wenn auch mit Einschränkungen, vgl. obige Regelung!) bestehen, um die Vereinigung mit Rom zu erleichtern. Die unierten Griechen wurden vor der Union vom Wesen und Dogma der katholischen Kirche angezogen. Da konnte und durfte der Zölibat, bzw. die Priesterehe kein Hindernis werden, die gegenseitige Anziehung bis zur völligen Vereinigung sich entwickeln zu lassen. Das Walten und Wirken des Hl. Geistes in den Unierten und die demütig-erzieherische Mitwirkung der Kirche mit dem Hl. Geist wird in ruhigem, organisch-schrittweisem Wachstum schon den Zeitpunkt für den Zölibat auch bei den Unierten heraufführen. Denn, wie die Natur, so macht auch die Übernatur keine Stufen überhüpfenden Sprünge, sondern nur organisch bedingte Schritte. Der Zölibat ist das lebendige Zeugnis vom Einbruch und steten Eindringen höherer Kräfte in diese Welt und ihrem stillen, aber steten Vordringen, Umsichgreifen und schrittweisen Ergreifen der Welt, von einem alles vermögenden Wirken und Walten wahrhaft unendlicher Kraft im Endlichen und Schwachen, nicht jäh wie ein Wolkenbruch, sondern zäh wie der Sauerteig, den ein Weib nahm und in zehn Maß Mehl tat, bis alles durchsäuert war. Auch der Osten wird noch zum lebendigen Zeugnis für solche Gotteskraft werden. Bis dahin wird die Kirche in der Verkündigung des Ideals nicht ermüden, in dem Bemühen, für den Altar des Hl. Gottes Priester anzustreben, die „ungeteilten Herzens und nur um das besorgt sind, was des Herrn ist und wie sie Gott gefallen“ (1 Cor 7, 32 ff.), nicht nachlassen und im Gebet um solche Priester verharren.

2. Denn, daß solche Priester das Ideal nach dem Herzen Gottes und der Menschen sind, dürfen wir bei aller Demut doch bekennen. Noch einmal lese man das unter „Sein Ursprung“ und das unter „Des Volkes getreuer Eckehard“ Dargelegte mit hellhörigem Geiste und noblem Herzen nach. Das sind so lebensnahe und gewichtige Erkenntnisse, Einsichten und Erfahrungen,

daß auch kein zeit- und ewigkeitsnahe denkender Ostpriester sie mit einer Geste abzutun vermögen wird. Gewiß, auch der verheiratete Priester kann segensreich wirken, so wie ja auch verheiratete Laien religiös großartig gewirkt haben (man denke an Thomas Morus und seine Kollegen in anderen Ländern und Zeiten!). Indes gibt doch die zugestandene Stagnation in der Ostkirche, sowohl nach innen, im eigenen Volk und Raum, wie nach außen, in der Heidenmissionierung, zu denken und schiebt die Vermutung, ob nicht die Priesterehe, wenn nicht schuld, so doch mitschuld daran ist, fast an die Grenze einer Erkenntnis heran. Denn in der öffentlichen Meinung dort besitzt nicht der verheiratete Priester die höchste Anerkennung und Wertschätzung, sondern der Mönchstand; dieser hat geradezu ausschließlich auch das Vertrauen im Beichtstuhl und die wissenschaftliche Befähigung an sich gezogen; ähnlich wie auch in der russischen Kirche nicht der Pope der Mann des Vertrauens von Volk und nachdenklicher Intelligenz ist, sondern der Starze. Was der Freidenker Michelet in seiner Geschichte der Reform Gregors VII. vom Abendland schreibt, enthält sicherlich auch eine Wahrheit für den Osten: „Es wäre um das Christentum geschehen, wenn die Kirche, verweichlicht und prosaisch geworden durch die Priesterheirat, sich in feudales Erdreich materialisierte. Das Salz der Erde würde fade, es schwände innere Heldenkraft und ‚Himmelsbegeisterung‘.“ Und irgendwie gilt auch im Osten, was Nietzsche in seiner „Fröhlichen Wissenschaft“ (1885, S. 295) schreibt: „Luther gab dem Priester den Geschlechtsverkehr mit dem Weibe zurück; aber drei Viertel der Ehrfurcht, deren das Volk, vor allem das Weib aus dem Volke, fähig ist, ruht auf dem Glauben, daß ein Ausnahmemensch in diesem Punkte auch in anderen Punkten eine Ausnahme sein wird; hier gerade hat der Volksglaube an etwas Übermenschliches im Menschen seinen feinsten und verfänglichsten Anwalt. Luther mußte dem Priester, nachdem er ihm das Weib gegeben hatte, die Ohrenbeichte nehmen, das war psychologisch richtig; aber damit war im Grunde der christliche Priester selbst abgeschafft, dessen tiefste Nützlichkeit immer die gewesen ist, ein heiliges Ohr, ein verschwiegener Brunnen, ein Grab für Geheimnisse zu sein.“ Amt und Beruf des Priesters sind etwas so Heiliges, daß sie nicht die Kinderstube, den hausbackenen Ton des Ehemannes, ja nicht einmal die entfernte Gefahr einer Neugierde der Ehefrau vertragen.

3. Noch ein mit der Ehe zusammenhängender Grund für die eingestandene Stagnation der Ostkirche; der (Papst Gregor VII. zugeschriebene) Ausspruch deutet ihn an: Non potest Ecclesia liberari a potestate laicorum, nisi liberentur clerici ab uxoribus.

326 bis 330 hatte Konstantin der Große Konstantinopel erbaut und zur Haupt- und Residenzstadt des römischen Reiches erhoben. Das hatte seine Vorteile für die Kirche. Denn durch diese Verlegung der kaiserlichen Residenz und Regierung wurde auch für den Kaiser die naheliegende Versuchung einer kaiserlichen Einmischung in die Kirche, das Gottesreich auf Erden, in die Ferne verlagert, die Kirche aber, deren Leitungs- und Regierungsgewalt doch der Gottessohn dem Papst und seinen Nachfolgern über gab und nicht dem Cäsar und dessen Nachfolgern, wurde dadurch der Gefahr einer Einflußnahme der kaiserlichen Gewalt und deren Beamten mehr entrückt, einer Gefahr, die ja bei dem allzeit bereiten Gelüste der Welt auf Ober- und Alleinherrschaft und dem allzeit sprungbereiten Willen der staatlichen Macht auf Geltendmachung eines absoluten und absolutistischen, keinen „Nebenbuhler“ duldenden Totalitätsanspruches bekanntlich schon an und für sich groß ist, besonders groß und aktuell aber, wenn beide Residenzen und Regierungen noch räumlich nebeneinander liegen. Es war ja auch, um die Situation aphoristisch zu charakterisieren, nur der Kaiser christlich geworden, nicht aber auch die Kaiseridee, wobei das Epitheton „christlich“ bei nicht wenigen Kaisern Ostroms wahrhaftig wie die Faust auf das Auge paßte.

Es hatte aber auch seine Nachteile. Für die Kaiser in Konstantinopel war auf Grund dieser Situation und derselben Gelüste und desselben Machtwillens zum totalitären Staat die Gefahr, Konstantinopel auch in kirchlicher Hinsicht zu einem Neu-Rom zu machen und so allmählich und immer mehr auch in kirchlicher Beziehung in separatistische Tendenzen und konsequenterweise in den Cäsaropapismus hineinzuschlittern, groß. Für die Patriarchen von Konstantinopel war die Machtstellung des Kaisers eine Versuchung und mit mehr oder minder „sanfter“ kaiserlicher Nachhilfe der Treibstoff zur Ranggleichstellung mit dem Papst, darauf zur Unabhängigkeit vom Papst und damit zum Schisma. Auch hier bewies die Entwicklung, daß sie der Gefahr völlig erlagen. Diese ehrgeizigen Männer (nicht alle waren es, manche sogar von einer bewundernswerten Heldentreue zum Papst und einem Märtyrermut gegenüber den Kaisern und ihren kirchlichen Günstlingen und Kreaturen; aber sie kamen auf die Dauer nicht auf gegen den Ehrgeiz, die Macht und Hinterlist der Kaiser und ihrer kirchlichen Kreaturen) wollten in der Kirche dieselbe Rolle spielen wie der Kaiser im Staat. Umgekehrt erhofften sich die Kaiser wiederum einen Gewinn an Ansehen, wenn der Patriarch ihrer Residenz seinen Glanz und seine Gewalt nicht erst von Rom entlehnen müßte, sondern in selbst-eigener Herrlichkeit erstrahlte.

Die giftsiüße Frucht dieses Sieges der Versuchung über Kaiser

und Patriarchen war der Cäsaropapismus; seine Formulierung gab ihm Kaiser Leo III. mit seiner stolz-trotzigen Erklärung an Papst Gregor II. auf dessen eindringliches Memorandum: „Kaiser und Papst bin ich!“ Die Ostkirche aber, die diese giftsuße Frucht ab, ward schlafbrig und fing an zu stagnieren. Das Sich-aufbüumen erleuchteter Männer half nichts oder nicht viel.

Aber auffallend und doch wieder nicht auffallend für den Tieferblickenden: Immer spielte im Ablauf dieser Entwicklung der Zölibat, bzw. die Priesterehe eine gewichtige Rolle. Um nur Wichtigstes anzuführen: Kaiser Konstantin Kopronymus bestätigte und begünstigte nicht nur die Ehe des Weltklerus, sondern zwang sogar die Mönche zur Heirat, die abfallenden Mönche beförderte er, die ihrem Keuschheitsgelübde treubleibenden verfolgte er und sein von ihm dazu eigens aufgefordertes Volk. Ähnlich Kaiser Leo V. Die Aftersynode von Konstantinopel 867, auf der Kaiser Bardas und der illegale Patriarch Photius triumphierten, bestätigt eigens die Priesterehe, der abendländischen Kirche aber macht sie den Priesterzölibat zum Vorwurf. Ähnlich Michael Caerularius.

Der „Cäsar“ und seine „Hofkapläne“ kalkulierten gut: Zum Ziele (nämlich der Unabhängigkeit von Rom, sowie der kirchlichen Autonomie) kommen wir nur, wenn wir die Priesterschaft uns gefügig, von uns abhängig und uns verhaftet machen. Das aber erreichen wir gut durch die Priesterehe. Dadurch wird der Klerus in die an und für sich schon anziehenden und herabziehenden Belange und Ansprüche des irdischen Eros und Sexus hineingezogen, an die Familie und deren Forderungen gebunden, als Folge davon mit den auch recht irdischen Sorgen um die Frau und die Kinder, deren Unterhalt und Fortkommen beladen, und als Folge davon in der recht irdisch orientierten Dout des-Politik der Simonie und des Nepotismus gefördert. Da wird er mit beiden Händen nach jener Hand greifen, die ihm zu all dem behilflich ist, und sie küssen, und das ist meine, des Kaisers Hand. Dazu wird ihm weiterhin die Sorge um die Familie weniger Zeit, und diese sowie die Gemächlichkeit der Familie weniger Lust lassen, sich wissenschaftlich weiterzubilden und sich auch für die Rechte und Ansprüche der Kirche und Übernatür immer hellhöriger zu machen. Und all das und dazu noch die Angst für sich und Weib und Kind werden ihn weniger rebellisch gegen den Kaiser und mehr staatsfromm und dem Kaiser gefügig machen. Er wird nicht mehr so leicht den notwendigen Mut zum apostolischen Freimut und Kampfmut des „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen“ aufbringen gegen die Mächtigen, die Gottes und der Kirche Gebot übertreten und die Rechte der Kirche und der Gewissen mit Füßen treten. Gott, Kirche und Volk haben keinen freien, unabhängigen und mutigen

Verteidiger mehr. Der „civis sanctorum et domesticus Dei“ ist „gutbürgerlich“ geworden, bald wird er „staatsfromm“ und dann der „alleruntertänigste Diener des Kaisers“ sein und seine Knechtseligkeit gar nicht mehr merken.

Auch in der deutschen und englischen sogenannten Reformation, sowie in der französischen Revolution trat diese Kalkulation mehr oder weniger offen zutage. Und das war ohne Zweifel zum mindesten eine gewichtige Mitursache, daß der Klerus dem „Cäsar“ immer mehr verhaftet und hörig wurde, wobei der „Cäsar“, wo es ihm nötig oder förderlich schien, mit der bekannten sanften Gewalt nachhalf. Im russischen Teil des Patriarchates von Konstantinopel wurde der Zar auch Papst, die Kirche die Magd des Staates, der Pope eine Puppe der weltlichen Regierung. Das kirchliche Leben fiel in Stagnation und verfiel ihr immer mehr. Im konstantinopolitanischen Teil des Patriarchates aber ging der Schrei, den unter Kaiser Konstantin XII. das gegen Rom aufgehetzte Volk in Gegenwart von 300 Geistlichen durch die Straßen brüllte: „Lieber türkisch als lateinisch!“ nur zu buchstäblich in Erfüllung; es kam unter den Sultan und den Mohammedanismus! „Worin der Mensch sündigt, darin wird er gestraft!“. Das kirchliche Leben stagnierte hier nicht nur, sondern wurde geradezu ausgelöscht. Aber auch bei den Unierten, denen Rom beim Unionsabschlusse die Priesterehe beizubehalten gewährte, entwickelte sich kein richtiges, blühendes kirchliches Leben und von einer Missionstätigkeit der Unierten ist kaum etwas zu merken.

Das sind Zusammenhänge, die jeden Nachdenklichen und um die Sache Gottes und der Seelen Besorgten noch nachdenklicher machen und immer mehr Nachdenkliche und Besorgte sehn-süchtiger Ausschau halten lassen nach dem Ideal des zölibatären Priesters, der ganz unbekümmert um die Zeugung und Vermehrung irdischer Staatsbürger nur der „Überzeugung“ für und der Einbürgerung in das Gottesreich gewidmet ist, der sich nur dem einen verschrieben weiß: Gott den Weg zu bereiten in die Herzen der Menschen und den Menschen den Weg zum Herzen Gottes: pro hominibus constitutus in iis, quae sunt ad Deum. Erfüllt doch dann der Zölibat auch eine immer aktuelle Aufgabe, nämlich lebendiges Zeugnis zu sein für das Nichteinerlei von Kirche und Staat (denn unmöglich kann jenes Institut aus dem Boden des irdischen Staates hervorgewachsen sein), dadurch auch ein lebendiges Zeugnis für die absolute Eigenständigkeit, Souveränität und Supravalenz der Kirche gegenüber dem Staate, und darum auch ein ewiger Protest gegen jeden Versuch, die Kirche im Staat aufzugehen und untergehen zu lassen, ein ewiges Zurückweisen des Staates in seine Schranken.

Aber eben darum, weil der Zölibat den gottgewollten Unterschied, und zwar Wesensunterschied zwischen Kirche und Staat, ewig herausstellt und festhält, wird er auch das etwaige verkehrte Unterfangen einzelner kirchlicher Machthaber, den Staat in der Kirche aufgehen und untergehen zu lassen, ununterbrochen bekämpfen und vereiteln. Denn, wenn sein bloßes Dasein schon anzeigt, daß die Kirche die souveräne civitas Dei auf Erden ist, die vom Staat nie als etwas zu seinem Bereiche Gehöriges unterworfen und seinem Gebiete einverleibt werden darf, so ruft er ja auch ewig aus, daß auch der Staat etwas anderes als die Kirche sei, und zwar ebenfalls etwas gottgewolltes und eigenständiges anderes, das darum auch von der Kirche nicht aufgesaugt werden darf. So ist also der zölibatäre Priester im Plan und nach dem Herzen Gottes der beste Anwalt und Bürge des Staates, der immer und überall dem Staat gibt, was des Staates ist. Durch nichts kann der Priester auffallender und kraftvoller beweisen, daß irdisches Herrschen nicht seine Sache ist, als durch den vom echten Geiste getragenen und gehaltenen Zölibat, durch welchen er sich einem ganz anderen Kreise von Verwaltung verdingt und der Leitung von Dingen höherer Ordnung dienstverpflichtet weiß, und der darum immer einen Widerwillen gegen die Einmischung der Geistlichen in Weltliches in sich verspüren und zeigen wird. Der Zölibat enthält in sich selber das Antitoxin gegen weltliche Machtgelüste in den Reihen des Klerus. Das sind keine ausgeklügelten Gedanken und leere Reflexionen, sondern an den geschichtlichen Tatsachen abgelesene Erkenntnisse. Um der Kirche die Freiheit und Unabhängigkeit zu verschaffen, nahm Papst Gregor VII. dem Klerus die Frau, indem er durch seine Zölibatsgesetzgebung der ursprünglichen und urchristlichen Zölibatspraxis den Sieg verschaffte. Als aber die Kirchengewalt mehr die Suprapotenz, die Übermacht, als die Supravalenz, den Überwert, über die Staatsgewalt behauptete und damit zu verweltlichen drohte, erwuchsen dem Staat gerade aus dem ehelosen Klerus die kräftigsten Helfer für seinen gottgewollten Eigenstand, jenem verkehrten kirchlichen Machtstreben aber die kräftigsten Gegner. Man denke etwa an den hl. Bernhard (z. B. de consideratione I, cap. VI) oder an die Franziskaner unter Ludwig dem Bayern (wenn diese auch anderweitig nicht tadelfrei waren). Ganz auf derselben Linie der Perhorreszierung einer politischen Betätigung von Seite des Klerus liegt die kirchliche Gesetzgebung im Codex Juris Canonici (Can. 139). So nichtig also ist die Behauptung, der Zölibat sei ein Feind des Staates und der verheiratete Priester sei mehr dem Staat ergeben, daß der unverheiratete, von echtem Geist erfüllte Priester sogar der beste und wahrste Freund des Staates ist.

Ist ja auch selbstverständlich! Wer nicht aus Furcht vor Gott dem Staate treu ist und dem Kaiser gibt, was des Kaisers ist, der wird es um seiner Familie willen auch nicht werden. Ja, die Sorge für und die Angst um die Frau und Familie können den verheirateten Priester weit eher der Pflicht und dem Staate untreu werden lassen als den unverheirateten und damit nur für sich und Gott besorgten Priester. Auch dafür hat der Geschichtskundige Beispiele zur Hand! Nicht der Übermut des Klerus ist zu befürchten, sondern die Mutlosigkeit, nicht die Übermacht, sondern die Ohnmacht. Gegen beides aber, gegen den Übermut und die Mutlosigkeit, gegen Übermacht und Ohnmacht, feit der Zölibat im Geiste der Kirche. Diese Erkenntnis und die Einsicht in die unleugbaren Vorteile des Zölibates erobern jetzt mehr und mehr auch den geistigen und seelischen Raum der Ostkirche.

Für die Zeit des ersten Weltkrieges konnte das der Verfasser auf Grund seines Aufenthaltes auf dem östlichen Kriegsschauplatze feststellen, für die Gegenwart melden es auf Grund ihrer vielfachen Berührung und Diskussion mit Unierten unsere Theologen und Priestersoldaten und sonstige interessierte Kreise. Liegt es im Plane der Vorsehung, daß der Osten den Entwicklungsgang des Okzidents rekapituliert: Vom Wunsche und der Sehnsucht einzelner, deren Zahl im Wachsen ist, zum Wunsche und zur Sehnsucht aller nach dem Zölibat, von dieser allgemeinen Sehnsucht dann zum tatsächlich allgemein gehaltenen Zölibat, und dann zur gesetzlichen Festlegung desselben für alle? Also vom Optativ: „Ach, hätten wir doch auch den Zölibat!“ zum Indikativ: „Wir haben und halten ihn tatsächlich alle“, und dann zum legislatorischen Imperativ: „Er ist Gesetz für alle“?

4. Eine weitere Gedankenreihe! Für die Ostkirche ist der Zölibat nicht allgemeine Praxis, noch weniger allgemeiner Imperativ. Geht man aber auf das östliche Frühchristentum zurück, also auf seine von der Diesseitsfrödigkeit noch nicht abgebogene und von Sauerteig des Weltgeistes noch nicht „hausbacken“ gewordene herrliche Jugendfrische und auf seine „erste Liebe“ und seinen kraftvollen Elan, so möchte einem fast das Wort des Heilandes über die Juden und ihre Ehepraxis samt dem „Tonfall“ dieses Wortes zur Anwendung auch auf die östliche Zölibatspraxis einfallen: „Im Anfang war es nicht so!“ Denn Zeugnisse von nicht wenigen und dazu hervorragenden, auch von der Ostkirche als solche anerkannten Vätern und Kirchenschriftstellern aus jener Hochblütezeit sind zur Hand, die das Lob des Zölibates singen, die Vorzüge und ganze Wertfülle desselben gegenüber einer etwaigen Klerikerei auf den Leuchter stellen, sein „decet“ und „debet“ aus der Hl. Schrift und dem Wesen des neutestamentlichen Priestertums überzeugt und überzeugend

aufzeigen und die theoretische und praktische Übereinstimmung mit der abendländischen Kirche beweisen. Einige seien angeführt:

Der *hl. Johannes Chrysostomus* (347—406): „Das Priestertum wird zwar auf Erden verwaltet, hat aber den Rang himmlischer Einrichtungen. Und das mit vollem Recht. Denn kein Mensch, kein Engel, kein Erzengel, kein anderes geschaffenes Wesen, sondern der Paraklet selbst hat dieses Amt gestiftet, und solche, die noch im Fleische verweilen, vermocht, den Dienst der Engel zu versehen. Deshalb soll der Priester so rein sein, als stünde er im Himmel selber unter jenen erhabenen Mächten . . .“ (*De sacerd.*, lib. II, cap. 4.)

Der *hl. Epiphanius* (310—403): „Auch denjenigen, der zwar nur eines Weibes Mann ist, aber noch fortfährt, Kinder zu erzeugen, nimmt die Kirche nicht als Diakon, Priester oder Bischof, selbst nicht als Subdiakon an, sondern nur einen solchen, der nach einmaliger Ehe entweder Enthaltsamkeit gelobt hat oder Witwer geworden ist, besonders da, wo die Canones genau gehalten werden . . . Denn die vom Hl. Geiste geleitete Kirche sieht stets das Geziemendere und erkannte daher, daß nur Unzerstreute sich beeifern, den Dienst Gottes darzubringen und die geistlichen Dinge mit ganz wohlgeordnetem Gewissen zu verwalten. Ich sage also, daß es geziemend ist, daß sich der Priester, Diakon und Bischof wegen der unvorhergesehenen Dienstleistungen und Obliegenheiten ganz für Gott hingabe. Denn wenn der *hl. Apostel* den Laien schon befiehlt, daß sie sich zeitweilig dem Gebete widmen sollen, um wie viel mehr gebietet er dies dem Priester, nämlich daß er ganz unzerstreut für Gott durch Ausübung des priestlichen Amtes in geistlichen Dingen tätig sei!“ (*Adv. haer.* 59,4; vgl. auch *Expos. fid.*, c. 21.) Der *hl. Ephraem der Syrer*, (circa 300—375), „die Harfe des Hl. Geistes“: „Bist du, o Bruder, des Priesteramtes gewürdigt, so bestrebe dich, dem, der dich auserkor, durch Reinheit . . . und glänzende Jungfräulichkeit zu gefallen!“ (*Sermo de sacerdotio* c. 6 und 8). „O fructus pulcher castitatis, in quo sacerdotium complacuit . . . Ecclesia optavit et dilexit te!“ (*Carmina Nisibena* 19.) „Non sufficit sacerdoti et nomini eius, offerenti vivum corpus, purgare animum et mundare linguam et expurgare manus et clarum reddere totum corpus, sed omnino purus esse debet omni tempore, quia positus est sicut mediator inter Deum et genus humanum“ (*Carm. Nisib.* 18).

Nachdem *Eusebius von Caesarea* (270—340) von den ungezählten Tausenden jungfräulich lebender Männer und Frauen in der Welt gesprochen, die „von Liebe für die himmlische Weisheit erfaßt, um leibliche Nachkommen gar nicht gesorgt, sondern alle Sorgfalt der Seele zugewendet haben und sich ganz mit Leib und Seele dem König aller und dem Gott des Weltalls geweiht, indem

sie eine vollkommene und jungfräuliche Keuschheit beobachten“ (Demonstr. evang. III, 6), entkräftet er den Einwurf, daß im Alten Bunde die Heiligen, die Patriarchen, Propheten und Priester ja auch in der Ehe gelebt hätten, indem er sagt, das sei damals notwendig gewesen, damit das Geschlecht der Frommen nicht ausstarb gegenüber der großen Zahl der Ungerechten. Dieser Grund sei nun weggefallen, „denn jetzt drängen sich zahllose Völker zum Evangelium heran, so daß die Lehrer und Verkünder des göttlichen Wortes ihnen nur genügen können, wenn sie von allen Banden des Lebens und geistverwirrender Sorgen frei sind. Ganz besonders aber ist für diese jetzt notwendig, wegen der ihnen obliegenden höheren Aufgaben, auf die Enthaltung von der Ehe bedacht zu sein, da sie mit der göttlichen und geistigen Kindererzeugung beschäftigt sind und die Pflege und gottgemäße Erziehung und Sorge für den übrigen Lebenswandel nicht eines oder zweier Kinder, sondern einer vieltausendfachen Menge übernommen haben“ (1. c. VI, 18). *Origines* (185—254): „Der allein hat die Befugnis, das ewige Opfer darzubringen, der die beständige und ewige Keuschheit gelobt hat.“ (Hom. 23 in Num.)

Wer sich solchen Zeugnissen unbefangen hingibt, wird bei aller Demut und ohne Überheblichkeit sagen müssen: Die heutige Praxis des Ostens ist ein Absacken vom ursprünglichen Ideal, und es ist, als hörte man aus den Gräbern der Väter die Stimme der Väter: „Zurück zum Ideal eurer Väter, zum holo-caustum, zum Ganzopfer des ausnahmslosen Zölibates! Ein halbes Opfer blutet, ein ganzes Opfer flammt.“

Ein 5. Gedanke: Wohl verwirft Rom die heutige Zölibatspraxis der Unierten nicht. Aber ob nicht aus all dem bisher Gesagten und aus dem Weltrundschreiben Pius' XI. de sacerdotio catholico eine heilige Begeisterung für das jungfräuliche Priestertum und der, wenn auch leise, Wunsch herausklingt, es möchte doch auch der Osten zum Ideal zurückkehren? Wer, dem helle Augen des Geistes und ein nobles Herz nicht versagt sind, möchte auf diese Frage ernstlich ein Nein anmelden?

Alle diese dargebotenen Gedanken, Erfahrungen, Einsichten rechtfertigen das Wort: *Kein Imperativ — aber ein drängender Optativ.*

Und vielleicht ist es, wie gesagt, der Weg, den die göttliche Vorsehung führen will: Vom Optativ „*Utinam essemus*“ zum Indikativ „*Sumus*“ und so zum Imperativ „*Estote tales!*“, nämlich Priester ganz nach der *forma Christi*, des ewigen Hohenpriesters, und nicht halb nach der *forma* der jüdischen Priester, lebendige Zeugnisse vom steten Erguß höherer Kräfte in diesem Aeon, vom alles vermögenden Walten wahrhaft unendlicher Kräfte im Endlichen und Schwachen!

Der nordische Dichter Ibsen, den sie den Ankläger und das böse Gewissen unserer Zeit nannten, schrieb das Drama „Brand“. Brand unternahm es, eine Naturkirche zu gründen, frei von Dogma und Satzung, in der der Mensch allein mit seinem edlen freien Menneswillen und seiner edlen starken Menneskraft sein Heil erreichen werde. Wie er hinaufsteigt ins Gebirge, um hoch droben die Kirche zu bauen, bricht eine Lawine los, und in dem Bruchteil der Sekunde, in der er sich, den Tod vor Augen, vor seinen Herrgott versetzt fühlt, schießt ihm der Zweifel in sein Herz an seinem Werk: Mit seinem starken Menneswillen und seiner edlen Menneskraft vermag er nicht einmal sein nacktes Leben vor der Lawine Gewalt zu retten, wie soll ihn sein Wille und seine Kraft retten können vor der Dämonen Gewalt? Und er gellt hinaus: „Sag mir, Gott, im Todesgraus; reicht nicht zur Errettung aus Menneswille quantum satis?“ „Gott ist deus caritatis?“ ruft ihm eine Stimme von oben die Antwort zu. Und das ist die einzige wahre Antwort. Rettung und Heil liegen nicht in der freien, auf sich selbst gestellten Menschenkraft, nicht in dem „genügenden Quantum Menneswillen“. Da walzt auch den Erbadeligsten die Lawinengewalt der Leidenschaften und Dämonen nieder. Wir müssen nicht erst Tatsachen herschreiben zur Erhärtung dessen, wo das Leben auf jeden Tages Blatt genug schreibt. Nein, Heil und Kraft kommen vom deus caritatis, der das genügende Quantum von Willen und Kraft geben will und der so allmächtig ist, daß er es geben kann. Auch dafür kennen Geschichte und Leben Beispiele genug. Und hier stehen wir im *Quellgebiet der Kraft zum lebenslänglichen Zölibat*. Deus caritatis et omnipotentiae, der Gott der Liebe und Allmacht, der den Weihling zum Zölibat gerufen und das Wollen dazu gelegt hat, gewährt auch dem Wollen die Kraft zum Vollbringen, wenn anders er sie annimmt und treu mit ihm mitwirkt. Denn der Gott der Liebe und Allmacht ist kein Gott der Fragmente und Torsos. Am Weihtag ward ihm diese Kraft durch die sakramentalen Berufs- und Standesgnade; sie will aber jeden Tag gleichsam neu erweckt und flüssig gemacht werden von uns: „Resuscita gratiam, quae in te est per impositionem manum episcopi!“

Im *Gebet* wird ihm neue Kraft und im immerwährenden Gebet immerwährende Kraft. Es ist ja das Gebet der Umgang und Verkehr mit Gott. So wie der Umgang mit einer edlen, geistig und moralisch hochstehenden Persönlichkeit alles Niedrige bändigt und verstummen läßt und alles Höhere entbindet, aufmuntert und beschwingt und den ganzen Menschen veredelt, so ist das Gebet die große Macht, die dem „irdischen Eros“ den veredelten Umgang mit dem „himmlischen Eros“ vermittelt, ihn erhebt und adelt, die Dämonen bannt und alle guten Geister zur glorreichen

Auferstehung bringt. Und das Gebet ist von Seite des Menschen das Händerecken zu Gott um Kraft von Ihm und ist von Seite Gottes das Erfüllen dieser zu Ihm um Kraft gereckten Hände mit Kraft; ist das Sicheinschalten in die große „Überlandzentrale“ des unendlichen göttlichen Licht- und Kraftstromes und ist das Durchströmtwerden mit Licht und Kraft von Gott. Die heiligen und heiligmäßigen Priester sind und waren ausnahmslos auch große Beter; darum wurden sie auch die großen Triumphatoren über Welt, Fleisch und Dämonen. Das ist ja mit der tiefere Sinn, warum die Kirche dem Subdiakon die für den Laien schon gebräuchlichen Gebete noch vermehrt durch das tägliche Brevier: Das durch das opus divinum vermehrte tägliche Gebet will ihm auch die Quelle der Kraft zum onus divinum des Zölibates vermehrter zuströmen lassen.

Im *hl. Meßopfer*, das er von nun an in engster Nähe mitfeiert und das er über eine Weile als Priester täglich feiert, wird ihm neuerdings diese Kraft von Gott, ja Gott selber in der heiligen Kommunion. Und das ist eine Kraft, von der der Psalmist sagt: „In Deo meo transgrediar murum“, von der jedweder Heilige und Selige des Himmels jubelnd bekennt: „In Deo meo transgressus sum murum“, und in der die Märtyrer spottverlachend und todverlachend ihr Urteil zum blutigen Lebensopfer mit einem fröhlichen Deo gratias quittierten. Er ist auch für uns die Kraft, die uns zu allen Opfern vermag, sofern wir ihn nicht bloß körperlicherweise empfangen, sondern auch mit dem Empfangenen mitarbeiten und unsren ganzen Menschen „Ja“ dazu sagen lassen. Dieses tapfere Jasagen des ganzen Menschen auch dann, wenn das Herz blutet (zu welchem Bluten ja der Allmächtige auch wieder die Kraft gibt dem, von dem er das Bluten verlangt), ist ja auch die beste Prophylaxe gegen alle Verdrängungen und Abschiebungen ungelöster Komplexe ins Unterbewußte, wo sie so gern zu siebrigen Eiterherden werden. Das blutende Herz blutet sich alle diese Eiterstöcke aus der Seele. Irdisches Glück geht dabei unter, aber die ewige Sonne Gottes geht in ihm auf. Denn unser Herrgott hat zum Kreuz des Zölibates auch die Auferstehung gelegt.

Quellgebiet seiner Kraft ist weiter die *Askese*. Nach der Austreibung Gottes aus den Herzen und Gewissen der Menschen hat nichts so sehr die sittliche Kraft der Menschen geschwächt und ihre Triebe ermuntert als die Verhöhnung und Austreibung der Askese. Selbst mancher im Heiligtum des sacerdotium ist der Irrung verfallen, Askese sei nicht mehr modern und müsse dem höheren Lebensideal der Weltbejahung weichen. Solche Irrung kann nur dort vorkommen, wo man den wirklichen Menschen nicht mehr klar vor Augen hat. Die Zeit sorgt bereits für einen

gründlichen Anschauungsunterricht über den wirklichen Menschen und wozu er fähig ist ohne Gott und Askese. Man wird dann auch wieder einsehen, daß neben der Zurückholung Gottes in die Herzen und Gewissen der Menschen nichts so sehr dem Menschen zu seinem Besten verhelfen kann als die Übung der Askese. Das „Wenn das Samenkorn nicht in die Erde gelegt wird und stirbt, bringt es keine Frucht“ hat der Heiland nicht bloß für die Generation des Jahres 33 gesprochen, sondern für alle Generationen. Das Goethesche „Stirb und werde!“ ist nur eine Variierung dieses Heilandsthemas, aber als Variierung von Goethe, dem Heros und Propheten vieler Moderner, wertvoll — möchten doch seine Prophetenjünger es auch predigen in Wort und Tat! Die Askese der Bewachung, Bezähmung und Abtötung der Sinne und der schlimmen Anlagen der Seele, die sehr wichtige und unerlässliche Askese der Flucht vor Gelegenheiten (natürlich der freiwilligen, wo wir von Berufs wegen hinein müssen, gehen wir ruhig und entschlossen im Vertrauen auf die Hilfe Gottes hinein ohne langen Gewissenskampf) ist damit gemeint.

Es ist die Askese des Platzmachens für Gott (via purgativa), wie es Dolores Vieser in dem Roman „Das Singerlein“ so ergreifend schildert, wo der Hansl, der treuherzige Singerbub, eins nach dem andern hergibt, mit blutendem Herzen hergibt: den lieben Vater, dann seine erste halbwache Lieb, dann seine Gesundheit und mit ihr seinen heißersehnten Beruf zum Priester und dann seinen Beichtvater und dann seine Mutter und dann jede Hoffnung auf Gesundung und zuletzt noch seine liebe, liebe Geige, damit aus dem Erlös für dieselbe einem armen Mutterle der Sohn aus dem Gefängnis losgekauft werden könne, alles, alles, und hat sich leer gemacht davon; und dann kommt am Sonntag Laetare zum todkranken, sterbenden Hansl — ist's Fiebertraum, ist's Wirklichkeit? — die liebe Himmelmutter, legt ihm ihr Kindlein in die Arme, daß er es hüte, dieweil sie im Salzburgischen einem armen Sünder das Sterben leichter machen wolle, und sagt zu ihm so lieb und froh und gut: „O Hansl, dir kann ich mein Kindlein geben, denn deine Hände sind leer, da hat es Platz darin!“ Und „Ja, Himmelmutter, und die Geign han i a nimmer“, kommt's leise und selig vom Hansl her.

Die Allerheiligenlitanei, die bei der Subdiakonatsweihe mit ihrer schweren Verpflichtung zum Zölibat zum erstenmal gebetet wird, führt uns zu einem weiteren Quellgebiet der Kraft, es sind die *Heiligen des Himmels*, dieses Millionenheer der großen hinreißenden Vorbilder. Die lebensspendende Begründung und mit der stärkste Antrieb zur tatsächlichen Keuschheit liegt nicht so sehr in der verstandesmäßigen Beweisführung, sondern in ihrer lebendigen Verkörperung durch Menschen vom selben Fleisch

ind Blut wie wir, und manchmal mit noch unbändigerem Fleisch und heißen Blut als wir, die trotzdem ihrem Beruf mit noch leidenschaftlicherer Kraft dienten als die Weltmenschen dem Weib oder Geld oder Ruhm. Und das leistet die Allerheiligenlitanei, das ist auch ihre Bedeutung gerade in dem Augenblick, da dem Weihling das Onus caelibatus auferlegt wird: Sie stellt ihm (abgesehen von den heiligen Verheirateten) ein Millionenheer von Zölibatären vor Augen, die ihm zurufen: „Fürchte dich nicht, du vermagst es in der Kraft Gottes, denn auch wir haben es durch sie vermocht!“ Die andere Bedeutung der Allerheiligenlitanei bei der Subdiakonatsweihe ist: Der ganze Himmel wird (im ersten Teil) aufgerufen und bestürmt: Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist um Kraft, die Chöre der Engel, die turba magna der ungezählten Heiligen und Seligen, die liebe Gottesmutter, diese Allmacht auf den Knien, an der Spitze, um immerwährende Fürbitte, Beistand und mächtigen Schutz für den Weihling, der jetzt so Schweres auf sich nimmt und in gebrechlichem Gefäß so Heiliges trägt. Im zweiten Teil bittet sie für den Weihling flehentlich den ewigen Hohepriester um Schonung, Erhörung und Erlösung von allen Übeln des Leibes und der Seele, von Sünde, Teufel und dem ewigen Tode zumal. Und alles, was das Herz des Heilandes rühren und gleichsam bezwingen kann, das grande mysterium seiner aus übermächtiger Lieb und Erbarmnis kommenden Menschwerdung mit all ihren großherrlichen Taten und Wohltaten ohne Maß und Ende an Verdienst und Gnade, an Weisheit und Erbarmen, an Verherrlichung des Vaters und Beseligung der Menschen, alles zählt die Ecclesia orans auf und stellt es dem Herrn in diesem feierlichen Gebet der Allerheiligenlitanei vor, um ihn zu ergreifen, daß er immerdar seinem Diener Hilfe und Rettung gewähre; und darauf hat der Weihling ein Recht. Gibt er sich doch dem Herrn zu ewigem, ungeteiltem Dienst und in ewiger Keuschheit hin (Deo perpetuo famulari et castitatem servare!) und trägt all die Lasten, Gefahren und Sorgen nicht bloß für sich selbst, sondern auch für den „Leib des Herrn“, da er ja nicht mehr sich gehört, sondern den Menschen und in letztem Bezug Gott: ex hominibus assumptus pro hominibus constitutus in iis, quae sunt ad Deum (Hebr 5, 1 ff.). Ich wüßte neben dem kirchlichen Morgengebet der Prim kein herrlicheres, kraftvollereres, aufrüttelnderes und mächtigeres Morgengebet für den werdenden und gewordenen Priester als die Allerheiligenlitanei, die jeden Morgen unsren Weihemorgen erneuert, die Weihegnade erweckt, den ganzen Himmel für uns mobilisiert und die Kraft Gottes herabzieht und wirksam macht.

Die Quelle seiner Kraft: Gott im Weihesakrament, Gebet, Meßopfer, hl. Kommunion; die treue Übung der Askese, der ganze

Himmel! Den Priester möchte ich sehen, der tagtäglich aus diesen Quellen in vollen Zügen trinkt (nicht bloß an ihnen nippt!) und doch den Zölibat nicht hielte oder halten könnte! Dieser Priester muß erst noch gefunden werden. Man wird ihn nicht finden!

Die menschlichen Züge des Alten Testamentes

Von Dr. Hermann Stieglecker, Stift St. Florian

II. Das Volk

A. Die sprachliche Zugehörigkeit Israels

1. Israel selbst, der Name Hebräer

Das Offenbarungsvolk, das nach dem Bericht der Genesis von Abraham abstammt, heißt nach dem zweiten Namen Jakobs — Israel — gewöhnlich Israeliten. Ausländer nennen es Hebräer, und auch die Israeliten selber gebrauchen diese Bezeichnung im Verkehr mit Ausländern, mit Nichtisraeliten. An dieser Bezeichnung hängt ein ganzes Bündel Fragen, die bis heute keine befriedigende Lösung gefunden haben; wir wollen sie kurz streifen. Es handelt sich zunächst um die Frage: Woher kommt die Benennung *Hebräer*? Es liegt nahe, daß dieser Name des Offenbarungsvolkes auf einen Ahnen Abrahams zurückgeht, nämlich auf Heber, der in der Semitenliste (Gn 10, 21—32) und im Stammbaum Abrahams (Gn 11, 10—32) aufscheint. Doch spricht gegen diese Annahme der Sprachgebrauch, denn in diesem Fall würden die Israeliten nicht „(H)Ibrim“ genannt werden, sondern „bne (H) Eber“, Söhne Hebers, wie denn dieser Ausdruck auch tatsächlich in Gn 10, 21: Sem, der Stammvater aller Söhne Hebers, gebraucht wird und wie die Bibel auch ständig „bne Israel“, Söhne Israels d. h. Israeliten sagt.

Eher könnte der Name (H)Ibri von einem Landnamen abgeleitet sein, und einen solchen gibt es wirklich. In Num 24, 24 finden wir ein Gebiet „(H)eber“ östlich vom Euphrat oder am Euphrat; das wäre ja die Gegend, in der die Sippe Tareh zuletzt gewohnt und aus der Abraham nach Kanaan gekommen war. Da würden wir verstehen, daß er in Gn 14, 13 „(H)Ibri“ also „der aus dem Land (H)eber Gekommene“ genannt wird. Da Heber-Hibri von einem Stamm kommt, der „Jenseits“, „Herüberkommen“ bedeutet, möchte man aus dem Namen auch herausgehört haben: „der von jenseits (des Euphrat) stammt.“ Das ist die eine Ansicht über die Deutung des Namens Hebräer. Eine zweite bringen wir im folgenden Abschnitt.